

Das große
Michael Ende
Vorlesebuch

Erzählungen
Märchen
Gedichte



THIENEMANN

Das große
Michael Ende
Vorlesebuch

Erzählungen Märchen
Gedichte

Thienemann





Inhaltsverzeichnis

Was das Kind des großen Zauberers Mirakandra in seiner Spielkiste hat	6
Der Lindwurm und der Schmetterling oder Der seltsame Tausch	8
Was ist ein Schnurps?	14
Das Schnurpskonzert	16
Norbert Nackendick oder Das nackte Nashorn	18
Ein sehr kurzes Märchen	30
Ein Königreich	31
Die Rüpelschule	32
Das erste Rätsel	36
Momo – Zweites Kapitel	38
Ansteckung	44
Gawa gawa usedump	46
Lenchens Geheimnis	48
Die Geschichte vom Wunsch aller Wünsche	72
Das zweite Rätsel	76



Moni malt ein Meisterwerk	78
Der wirkliche Apfel	82
Ein Zauberspruch gegen böse Träume	84
Zum Einschlafen zu murmeln	85
Jim Knopf und Lukas – Sechzehntes Kapitel	86
Der Unsichtbare	92
Die Geschichte von der Schüssel und vom Löffel	94
Ein Schnurps droht einem andern Schnurps	112
Das dritte Rätsel	114
Über die weite graue Fläche des Himmels	116
Divertimento in PP	118
Momo – Viertes Kapitel	122
Die Ballade vom Seiltänzer Felix Fliegenbeil	125
Tranquilla Trampeltreu, die beharrliche Schildkröte	129
Ein Schnurps grübelt	136
Es gibt Sachen, die gibt's gar nicht	137
Die Lösung der Rätsel	138



Was das Kind des großen Zauberers Mirakandra in seiner Spielkiste hat:

Einen alten Knopf von einer Windhose,
Ein getrocknetes Blütenblatt einer Windrose,
Ein buntes lebendiges Traum-Bilder-Buch,
Einen flüchtigen Gedanken auf Dauerbesuch,
Zwei goldene Haare aus einem Kometenschweif,
Ein schimmerndes Flaumfederchen von Vogel Greif,
Ein Steinchen, das jemand vom Herzen gefallen,
Ein Samenkorn von einem Bäumchen Korallen,
Ein buntes Scherbchen von einem nicht mehr benützten Regenbogen,
Ein Stümpfchen von einem Irrlicht, das niemals jemand betrogen,
Einen winzigen Luftschlüssel zu einem Luftschloss,
Einen goldenen Hufnagel vom Pegasus Dichterross,
Das Krönchen einer Bienenkönigin,
Eine Sparbüchse mit Sterntalern und Sternroschen drin,
Eine alte Taschenuhr, die einmal im Leben die Wunschstunde schlägt,
Ein Steckenpferd, das einen ins Morgen-Land trägt,
Einen Kompass, der einem immer die Richtung zeigt, wo man Freude findet,
Ein Stück roten Faden, der eine sehr lange Geschichte zusammenbindet,
Einen dicken Kreisel, der manchmal Kinder kriegt,
Einen Luftballon, der nur mit Lach-Gas fliegt,
Ein Taschenspiegelchen, mit dem man manchmal einen Blick
in den Himmel tun kann,
Und ein Püppchen mit einem Kleid aus Glückgespinst an,
Ein Knöchelchen, als Andenken vom freundlichen Tod verehrt, und

Eine ganz kleine Muschel, in der man das ewige Sternenmeer singen hört.
Wenn du das alles sähst – du gäbst vielleicht nichts drauf:
Es sieht ganz gewöhnlich aus wie dies und das.
Ich wette, du würd'st es nicht glauben. Doch pass mal auf,
Vielleicht hast du selbst so was?



Der Lindwurm und der Schmetterling oder Der seltsame Tausch



1. Akt

Einst war ein finstrier Felsenturm
bewohnt von einem Drachenturm,
der spuckte Feuer hint' und vorn,
war voller Stacheln und voll Zorn.

Doch eines Tags kam zu Besuch
Professor Hicks mit einem Buch.
Er forschte vorn und forschte hint',
furchtlos, wie solche Leute sind.
Er maß das Tier voll Wissensdrang:
Mit Schwanz war's dreißig Meter lang!

Das undankbare Scheusal fraß
den Forscher samt dem Metermaß.
Zur Reue sah es keinen Grund,
es war voll Bosheit, doch gesund.

Jedoch – das Buch war unverdaulich!
Dem Drachen wurde grimm und graulich,
drum spuckte er aus seinem Bauch
das Buch und den Gelehrten auch.



Der Forscher, ohne Abschiedswort,
nahm seine Brille und ging fort.
Doch schau! Das Buch ließ er zurücke,
sei's aus Zerstreutheit, sei's aus Tücke.

Der Drache fing zu lesen an.
Das hätt' er besser nicht getan!
Denn kaum hat er hineingeguckt,
da las er schwarz auf weiß gedruckt,
dass jeder Wurm, der Feuer spei,
ganz einwandfrei ein LINDWURM sei.

Der Drache schrie, vor Wut fast blind:
»Ich bin nicht lind! Ich – bin – nicht – LIND!!!«
Das Buch zerriss er kurz und klein,
er wollte halt kein LINDWURM sein.
Und zum Beweise seines Grimmes
tat er den ganzen Tag nur Schlimmes.

Was er auch tat, der Wurm blieb LIND.
Da weint' er schließlich wie ein Kind,
er ging von nun an nie mehr aus
und lag mit Kopfweg krank zu Haus.



2. Akt

Auf einer Wiese voller Pflanzen
übt' sich ein Kohlweißling im Tanzen.
Er war von zärtlichem Gemüte
und sehr galant zu jeder Blüte.
Doch auch mit den Kohlweißlingsmädchen
dreht' er den Walzer wie auf Rädchen.

Er war empfindsam und bescheiden,
vor allem konnt' er Lärm nicht leiden.
Ihn machte das Verkehrsgetöse
der nahen Straße richtig böse.
Drum sucht' er in des Waldes Gründen
die Ruhe, die er liebt', zu finden.

Kaum war er dort, kam eine Hummel
des Wegs daher mit viel Gebrummel.
Der Kohlweißling rief: »Unerhört!
Auch hier wird man durch Lärm gestört!«
Die Hummel brummte: »Dummes Ding!
Du heißt ja sogar SCHMETTERLING!«
Der Kohlweiß ward vor Schreck kohlweiß:
»Wie furchtbar, dass ich SCHMETTER heiß'!«



Von nun an tanzte er nicht mehr,
ging nur auf Zehen noch umher –
doch der Erfolg war sehr gering:
Er war und blieb ein SCHMETTERLING.
Verzweifelt rang er seine Beine,
zog sich zurück und haust' alleine
als Eremit in einer Wüste,
wo er für sein Geschmetter büßte.

3. Akt

Doch eines Tags kam eine Schlange
vorbei im Zick-Zack-Schlendergange,
die sprach: »Es ist direkt zum Lachen!
Ich kenne nämlich einen Drachen,
der grämt sich, weil er LINDwurm heißt.
Tjaja, so ist das Leben meist.«
Drauf zwinkert' sie mit List im Blick
und zog davon im Zack und Zick.

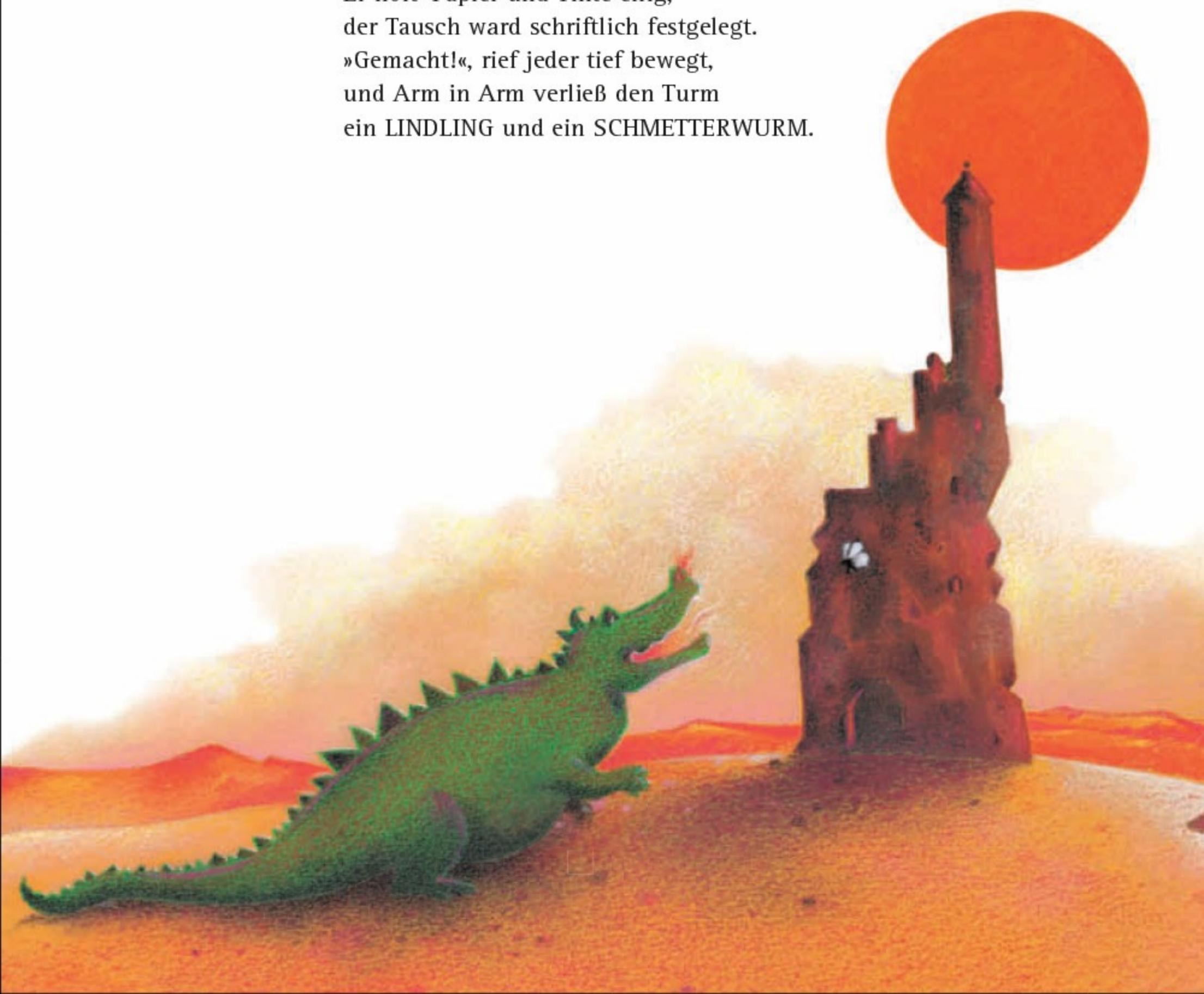


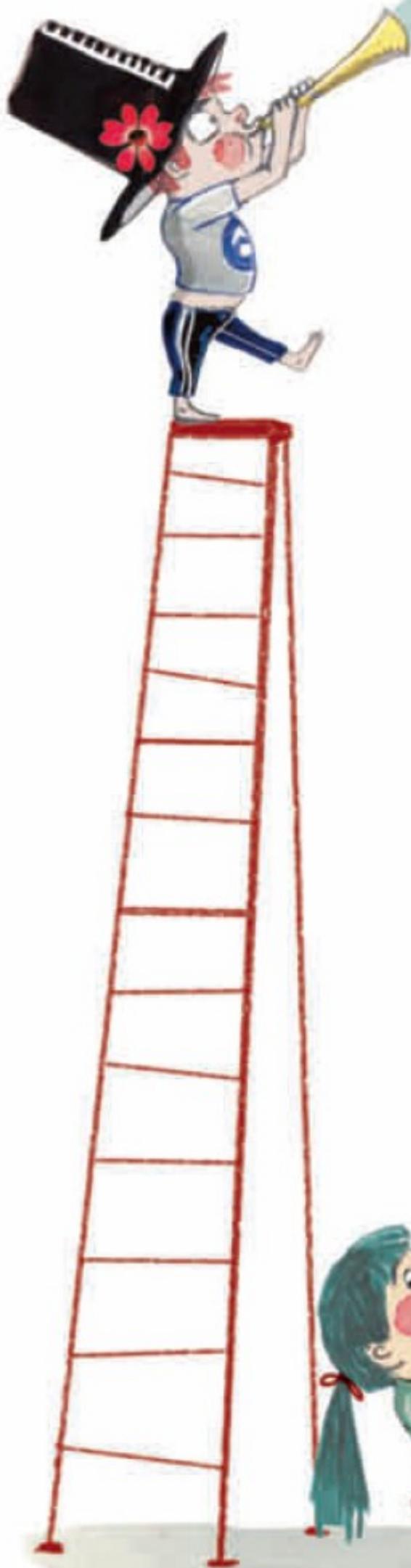
Der Schmetterling bedachte lange
die klugen Worte jener Schlange.
Er grübelt' vierzehn Tage fleißig,
dann rief er plötzlich: »Ha, jetzt weiß ich!«

Er packte etwas Proviant
und reiste lange über Land,
bis er, wenngleich auch höchst beklommen,
zu jenem Drachenturm gekommen.
Am Boden lagen bleiche Knochen –
der Wandersmann wagt' kaum zu pochen.

Doch schließlich trat er in den Turm.
Im Bett lag krank der Drachewurm
und fing sofort zu jammern an.
Der Schmetterling jedoch begann:
»Ich hab' gehört, was Ihnen fehlt.
Wie wär's, wenn wir, was jeden quält,
ganz einfach tauschten miteinander?
Ich werde SCHMETTERLING genannt.«

Der Lindwurm, der verstand erst nicht,
doch bald verklärt' sich sein Gesicht,
und als er schließlich ganz verstand,
da schüttelt' er dem Gast die Hand
(ganz überaus behutsam freilich!).
Er holt' Papier und Tinte eilig,
der Tausch ward schriftlich festgelegt.
»Gemacht!«, rief jeder tief bewegt,
und Arm in Arm verließ den Turm
ein LINDLING und ein SCHMETTERWURM.





Was ist ein Schnurps?

(Versuch einer Beschreibung)

Es kann den Schnurps groß oder klein,
dünn, dick und anders geben.
Nur eines gilt ganz allgemein:
Er spielt gern für sein Leben!

Ein Schnurps hat Händ mit Fingern dran,
zwei Beine, ein Gesicht ...
Was er damit vollbringen kann,
das glaubt man manchmal nicht.

Ein Schnurps kann – sagt man – aufrecht gehn,
er purzelbäumt indessen
und bringt es fertig, Kopf zu stehn
und Honigbrot zu essen!

Als Hauptsach hat sein Hals zu gelten:
Dort kommt sein Stimmchen her!
Den Hals braucht er zum Waschen (selten!),
die Stimme zu viel mehr.





Ein Schnurps, der liebt es immer wieder,
sich krumm und grad zu lachen.
Am meisten liebt er Schnurpsenlieder
zu hören und zu machen.

Ein Schnurps ist niemals irgendwer,
denn das ist schließlich jeder.
Ein ganz Bestimmter ist viel mehr
der Schnurps – darauf besteht er!

Ein Schnurps ist (darauf kommt es an!)
ein Jemand sicherlich,
den man besonders leiden kann,
zum Beispiel so wie dich.





Das Schnurpsenkonzert

Das Stöckchen schwingt der Karlmann,
er macht den Taktigenten.
Wir fangen das Konzeter an
auf allen Unstrimenten:

Der Joseph oselt auf dem Schnarch,
der Maxel bauzt die Bumse,
der lange Alexander, horch! –
der schrappt die große Schrumse!

Der Höllenlärm geht ins Gedärm!
Die Kreische kratzt Sabine.
Die Mia zizzelt ganz erbärmlich
auf der Winseline.

Es nödeln auf der Föhl herum
der Franz, jedoch der Micha,
der pingelt das Brimborium.
Kai wibbelt auf der Kicher.

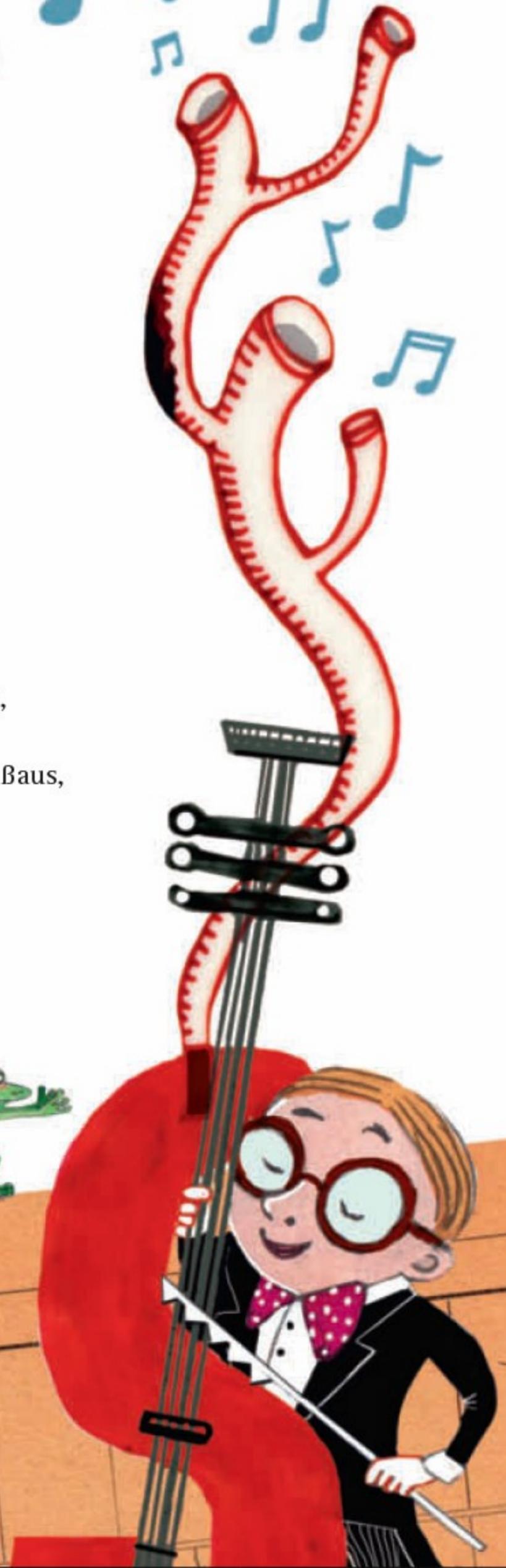




Auf seiner Pupe autscht der Hans
gar schauerlich, der Schlingel.
Klein-Lieschen aber zickelt ganz
versunken auf der Zingel.

Und auf der Schnarre tattert Jan,
die Quengel zipft die Grete.
Am lautsten kann's Sebastian:
Er quackelt auf der Tete!

Für uns ist das ein Ohrenschmaus,
weil die Musik der Ton macht,
doch wer uns hört, der nimmt Reißaus,
wer dableibt, fällt in Ohnmacht!



Norbert Nackendick oder Das nackte Nashorn

Da gab es einmal ein Nashorn namens Norbert Nackendick. Es lebte mitten in der weiten afrikanischen Steppe in der Nähe eines Schlammtümpels und war misstrauisch. Nun sind ja bekanntlich alle Nashörner misstrauisch, aber bei Norbert ging die Sache entschieden zu weit.

»Man tut gut daran«, so pflegte er zu sich selbst zu sagen, »in jedem anderen einen Feind zu sehen, dann erlebt man jedenfalls keine unliebsamen Überraschungen. Der Einzige, auf den ich mich verlassen kann, bin ich selbst. Das ist meine Philosophie.«

Er war stolz darauf, dass er sogar eine eigene Philosophie hatte, denn nicht einmal in diesem Punkt wollte er sich auf jemand anderen verlassen.

Wie man sieht, war Norbert Nackendick in geistiger Hinsicht nicht besonders anspruchsvoll. Dafür war er aber in körperlicher Hinsicht nahezu unangreifbar. Er hatte eine Panzerplatte links und eine rechts, eine vorn und eine hinten, eine oben und eine unten, kurz und gut, an jeder Stelle seines umfangreichen Leibes. Und als Waffe genügte ihm nicht, wie den meisten Artgenossen, ein Horn auf der Nase, sondern er hatte deren zwei: ein großes ganz vorn und ein kleineres weiter hinten als Reserve, falls das große einmal nicht ausreichen sollte. Beide waren scharf und spitz wie Türkensäbel.

»Man tut gut daran«, sagte Norbert Nackendick, »immer auf das Schlimmste vorbereitet zu sein.«



Wenn er auf seinem Trampelpfad durch die Steppe dahinstampfte, ging ihm jedermann aus dem Weg. Die kleinen Tiere hatten Angst vor ihm, und die größeren vermieden es aus Vernunft, ihm zu begegnen. Sogar die Elefanten machten lieber einen Bogen um ihn, denn Norbert war ein Wutnickel und fing wegen der kleinsten Kleinigkeit Streit an. Und Tag für Tag wurde es schlimmer mit ihm.

Schließlich konnten die anderen Tiere nur noch unter Lebensgefahr zu dem Wassertümpel kommen, um ihren Durst zu stillen. Die Tierkinder durften dort nicht mehr spielen und baden, ja, nicht einmal die Vögel durften mehr singen, denn sofort kam Norbert Nackendick wutentbrannt dahergebraust, trampelte alles zusammen und schrie, man hätte ihn angegriffen.

So konnte es einfach nicht weitergehen, darüber waren sich alle einig. Deshalb beriefen die Tiere eine Konferenz ein, um zu beraten, was man tun könne. Und damit auch wirklich alle an der Besprechung teilnehmen konnten, gab jedes sein feierliches Versprechen, sich friedfertig zu verhalten, denn es gab natürlich viele, die nicht gerade befreundet miteinander waren.

Am festgesetzten Abend versammelten sie sich also in einem kleinen

Talkessel, der mehrere Meilen entfernt lag, um in aller Ruhe und von Norbert Nackendick ungestört sprechen zu können.

Der Löwe Richard Rachenrau, der den Vorsitz führen sollte, bestieg einen Felsblock. »Ruhe!«, grollte er in das allgemeine Gemuhe, Gemeckere, Gepiepse und Geschnatter.

Es wurde sofort still.

»Kurz und ohne Umschweife«, fuhr der Löwe fort, denn er verabscheute lange Reden, »ihr alle wisst, worum es geht. Wer hat einen Vorschlag zu machen?«

»Ich!«, grunzte das Warzenschwein Berthold Borstig.

»Rede!«, knurrte Richard Rachenrau.

»Die Sache ist sehr einfach«, erklärte das Warzenschwein. »Wir tun uns alle zusammen und gehen gleichzeitig auf Norbert Nackendick los. Im Handumdrehen klopfen wir ihn platt wie einen Pfannkuchen, dann beerdigen wir ihn, und die Ruhe ist hergestellt.«

»Entschuldigen Sie, mein Bester!«, trompetete eine ältere Elefantendame. »Entschuldigen Sie, aber dieser Plan zeugt von sehr niederer Gesinnung! Alle gegen einen!« Aida Rüsselzart, so hieß die Dame, fächelte sich entrüstet mit ihren riesigen Ohren. »Ich protestiere im Namen der tierischen Würde gegen Herrn Borstigs Vorschlag. Er ist

vom sittlichen Standpunkt aus verwerflich und niederträchtig.«

»Hö!«, schrie das Warzenschwein erbost. »Norbert Nackendick ist selbst niederträchtig. Man muss ihm auf die gleiche Art beikommen.«

»So tief«, entgegnete Aida Rüsselzart würdevoll, »möchte ich nicht sinken. Sie, Herr Borstig, haben kein Niveau! Und außerdem wird Norbert Nackendick sich ganz gewiss nicht einfach – wie Sie es auszudrücken belieben – platt klopfen lassen wie ein Pfannkuchen. Er wird sich natürlich zur Wehr setzen und vorher einige der verehrten Anwesenden platt klopfen oder auf sein Horn speißen.«

»Na ja«, grunzte Berthold Borstig, »mit Opfern muss man rechnen.«

»Wer Lust hat, zu den Opfern zu gehören«, fuhr Aida Rüsselzart fort, »der möge vortreten!«

Niemand trat vor, nicht einmal Berthold Borstig.

Die Elefantendame nickte bedeu-

tungsvoll und sagte nichts als: »Na bitte!«

»Der Vorschlag von Berthold Borstig ist abgelehnt«, brüllte der Löwe. »Der Nächste, bitte!«

Nun trat ein alter Marabu vor, dessen kahler Kopf vom vielen Nachdenken schon ein wenig schimmelig aussah. Er hieß Professor Eusebius Schlammbohrer. Der Marabu verbeugte sich steif nach allen Seiten und begann: »Sehr verehrte Anwesende, liebe Kollegen! – Ähäm! – Nach meiner absolut maßgeblichen Meinung ist das vorliegende Problem nur auf eine pathomelanzanische Art und Weise zu lösen. – Ähäm! – Wie ich schon in meinem weltbekannten Werk über die kathaklystische Aciphoplasis debrophiler Skleptotomien demonstriert habe ...«

Ein Seufzen ging durch die Versammlung, denn jedermann wusste, dass Professor Schlammbohrer stets sehr lang und unverständlich redete, unverständlich nicht nur wegen seines krächzenden Organs, sondern vor allem wegen seiner hochwissenschaftlichen Ausdrucksweise.

»Ich fasse also zusammen«, schloss er nach einer beträchtlichen Weile. »Es handelt sich bei Norbert Nackendick um eine sogenannte spezifische urebolane Psymulation der kaurephato-



malistischen Emphasis, welchselbige mit Sicherheit durch semantische Kommunikation symboturmiert oder sogar zur Gänze extrospinatisiert werden kann.«

Er verbeugte sich und wartete sichtlich auf Beifall, der aber ausblieb.

»Sehr interessant, lieber Professor«, sagte Richard Rachenrau und versuchte ein Gähnen zu unterdrücken, wobei er sich nachlässig die Pranke vor das Maul hielt, »sehr interessant, aber können Sie den Laien unter uns vielleicht in einfachen Worten sagen, was wir tun sollen?«

»Je nun – ähäm! – das ist freilich schwierig«, kakelte der Marabu und kratzte sich verlegen mit der Kralle seinen schimmligen Kopf, »ich habe ausgeführt, dass man – ähäm! –, sozusagen volkstümlich formuliert – ähäm! –, einfach einmal mit dem Nashorn gütig reden müsste, dass man ihm – ähäm! – freundlich erklären müsste, wie unglücklich es sich in Wahrheit fühlt, dadurch dass es so ist, wie es ist.«

»Versuchen Sie's doch mal!«, rief die Hyäne Gretchen Grausig und lachte.

»Mein Leben«, sprach der Professor in strafendem Ton, »ist der reinen Forschung geweiht. Die praktische Ausführung – ähäm! – überlasse ich selbstverständlich anderen.«

Damit war auch dieser Vorschlag abgelehnt. Professor Eusebius Schlammbohrer zuckte gekränkt die Flügel und stolzierte auf dünnen Beinen zu seinem Platz.

Nun meldete sich ein Erdhörnchen zu Wort, das von seiner zahlreichen Familie umgeben war und Herkules Hupf hieß.

»Wie wär's denn«, quietschte es, »wenn wir eine Fallgrube buddeln täten? Da fällt das Nashorn dann rein und muss drinbleiben, bis es schwarz wird – oder sich bessert.«

»Hm«, machte der Löwe, »wo wollt ihr die Fallgrube denn graben?«

Herkules Hupf spuckte unternehmungslustig in die Pfoten und piepste: »Na, da natürlich, wo der Kerl jeden Tag spazieren geht. Er ist ja so ein Gewohnheitstier, dass er immer nur denselben Trampelpfad benutzt.«

»Und wie lang«, fragte Richard Rachenrau sanft, »braucht ihr, bis eine Grube fertig ist, in die das Nashorn hineinpasst?«

Herkules Hupf rechnete kurz im Kopf nach und meinte dann: »So ungefähr mindestens zehn Tage oder mehr.«

Wieder lachte die Hyäne Gretchen Grausig auf ihre unerfreuliche Art



und rief: »Und inzwischen, meint ihr, wird Norbert daneben stehen und euch friedlich zugucken? Er wird euch aufs Horn spießen oder platt treten, das wird er tun! In eure Grube wird er jedenfalls nicht fallen. So dumm ist nicht mal er.«

Richard Rachenrau lächelte grimmig und winkte nur mit der Tatze ab, worauf Herkules Hupf sich kleinlaut zurückzog.

Es folgte nun noch ein Dutzend weiterer Vorschläge von anderen Tieren, aber bei genauerer Prüfung zeigte sich, dass kein einziger wirklich durchführbar war. Schließlich breitete sich ratloses Schweigen in der Versammlung aus.

Da trat die Gazelle Dolores Immer-scheu vor, blickte mit tränenfeuchten Augen von einem zum andern und sagte leise: »Es bleibt uns also nur noch das eine. Wir packen unsere Siebensachen und ziehen in eine andere Gegend, wo wir vor Norbert Nackendick sicher sind.«

»Flucht?«, brüllte Richard Rachenrau und warf der armen Dolores einen so zornglühenden Blick zu, dass diese sich einer Ohnmacht nahe fühlte. »Das kommt überhaupt nicht infrage!«

Kaum aber hatte er ausgeredet, da war aus der Ferne ein seltsames Ge-

töse zu hören, das sich rasch näherte, ein Schnauben und Grunzen, ein Rasseln und Stampfen, ein Splittern und Krachen, als käme ein Erdbeben auf die Versammlung zu. Und dann erscholl Norbert Nackendicks Wutgebrüll: »Ihr hinterhältige Bande! Jetzt hab ich euch erwischt! Ha, für wie dumm haltet ihr mich? Glaubt ihr, ich merke nicht, dass ihr hinter meinem Rücken Angriffspläne gegen mich schmiedet? Aber da müsst ihr früher aufstehen! Jetzt werde ich euch ein für alle Mal zeigen, was es heißt, mich herauszufordern! Jetzt werde ich unter euch aufräumen!«

Diese Drohung konnte Norbert allerdings gottlob nicht wahrmachen, denn als er in dem Talkessel ankam, war kein einziges Tier mehr zu sehen. Auch der Löwe und sogar die Elefanten hatten es vorgezogen, eilends das Feld zu räumen. Das Nashorn musste sich damit begnügen, einige Palmen in streichholzdünne Spreißel zu zerfetzen, um seine Wut an irgendetwas auszulassen. Danach trottete es höchst unbefriedigt durch die Mondnacht heimwärts, wobei es unterwegs immer wieder nach allen Richtungen durch die Steppe grölte: »Wehe jedem, der sich hier noch mal blicken lässt! Meine Geduld ist zu Ende! Aus jedem, den ich erwische, mach ich Hackfleisch,

aus jedem! Merkt's euch, ihr feige, hinterhältige Bande!«

Diese Worte verfehlten nicht, auf alle, die sie hörten, nachhaltigen Eindruck zu machen, denn niemand zweifelte daran, dass das Nashorn seine Drohungen wahr machen würde. Man konnte ihm manches nachsagen, nur nicht Mangel an Konsequenz.

Viele Tiere, vor allem die sanften und weniger wehrhaften, überlegten sich, dass die Gazelle Dolores eigentlich doch nicht so unrecht gehabt hätte, und wanderten noch in der nämlichen Nacht mit ihren Familien in andere Gegenden aus, wo sie vor Norbert Nackendick sicher waren. Das sprach sich schnell herum, weitere Tiere schlossen sich an, und je mehr fortzogen, desto mehr Angst bekamen die wenigen, die noch zurückgeblieben waren. Zuletzt sagte sich auch Richard Rachenrau, dass er ganz allein gegen das rabiate Nashorn nichts ausrichten könne, und machte sich eines Nachts mit seiner Gemahlin und seinen drei Jungen auf die Reise.

Und nun war weit und breit niemand mehr. Außer Norbert Nackendick.

Und noch jemand.

Dieser Jemand war allerdings daran gewöhnt, fast immer übergangen zu werden, erstens, weil er sehr klein war, zweitens aber, weil er einen Beruf

ausübte, den jeder zwar für nützlich und angenehm, gleichzeitig aber auch für so unfein hielt, dass es sich einfach nicht schickte, ihn auch nur zu erwähnen.

Das war Karlchen Klammerzeh, der Madenhacker. Er war ein kleiner Vogel mit einem knallroten, sehr respektlosen Schnabel. Er lebte davon, dass er auf den Rücken der Büffel, Elefanten und Nilpferde herumspazierte, an ihren Seiten auf und nieder kletterte und alles Ungeziefer fortpickte, das sich dort festgesetzt hatte.

Karlchen Klammerzeh war also auch noch da. Er hatte keine Angst vor Norbert Nackendick, denn er war viel zu klein und zu flink, als dass das Nashorn ihm etwas hätte tun können. Aber es ärgerte ihn, dass Norbert ihm seine gesamte Kundschaft vertrieben hatte, und deshalb hatte er sich einen Plan ausgedacht, wie er auf seine Weise mit dem Nashorn fertigwerden könnte.

Er flog zu ihm hin, setzte sich auf das vordere, große Horn auf Norberts Nase, wetzte seinen frechen Schnabel daran und zwitscherte: »Na, wie fühlt man sich so als Sieger?«

Norbert schielte böse zu ihm hinauf und grunzte: »Weg da! Ich bitte mir Respekt aus! Verschwinde, und zwar schleunigst!«

»Sachte, sachte«, sagte Karlchen. »Da bist du nun also unumschränkter Alleinherrscher, Norbertchen. Du hast wirklich und wahrhaftig einen großen Sieg errungen. Aber fehlt dir nicht noch was?«

»Nicht dass ich wüsste«, knurrte Norbert.

»Doch«, sagte Karlchen, »eines fehlt dir noch, was jeder Sieger und jeder Herrscher unbedingt haben muss: ein Denkmal.«

»Ein was?«, fragte Norbert.

»Weißt du«, zwitscherte Karlchen, »ein Sieger oder ein Herrscher, der kein Denkmal hat, ist gar kein rich-

tiger Sieger oder Herrscher. Deshalb wird überall auf der Welt solchen bedeutenden Persönlichkeiten, wie du eine bist, ein Denkmal errichtet. Das solltest du auch tun.« Norbert starrte dösig vor sich hin, wie immer, wenn er scharf nachdachte. Dieser Vogel hatte zweifellos recht. Er, Norbert Nackendick, war Sieger und Herrscher und vor allem eine bedeutende Persönlichkeit. Und ein Denkmal wollte er nun auch haben.

»Wo kriegt man denn so ein Dings her?«, fragte er.

Karlchen Klammerzäh plusterte sich. »Tja, in deinem Fall ist das na-



türlich schwierig, weil leider niemand mehr da ist, um dir eins zu errichten. Du musst es dir schon selbst machen.«

»Und wie?«, wollte Norbert wissen.

»Erstens muss es dir möglichst ähnlich sein«, sagte Karlchen, »damit man auch sieht, wessen Denkmal es überhaupt ist. Kannst du dich selbst schnitzen oder aus Stein meißeln?«

»Nein«, gab Norbert zu, »kann ich nicht.«

»Schade«, meinte Karlchen, »dann kannst du eben kein Denkmal haben.«

»Ich will aber eins«, grunzte Norbert erbost. »Denk gefälligst nach!«

Karlchen tat so, als ob er tief nachdächte, und ging mit auf dem Rücken verschränkten Flügeln auf Norberts Kopf auf und ab. »Eine Möglichkeit gibt es vielleicht noch«, sagte er schließlich, »aber ich fürchte, sie ist zu anstrengend für dich.«

»Für mich«, schnaufte Norbert ungeduldig, »ist nichts zu anstrengend. Also, sag schon!«

»Du musst selbst dein eigenes Denkmal sein«, sagte Karlchen.

»Aha«, grunzte Norbert und starrte wieder dösig vor sich hin. Er brauchte eine Weile, bis er Karlchens Vorschlag begriffen hatte, aber dann gefiel er ihm. Er wurde geradezu guter Laune. »Was muss ich also tun?«, fragte er.

»Du musst«, erklärte Karlchen, »auf einen hohen Sockel steigen, sodass du weithin sichtbar bist. Und dann musst du dich ruhig halten, als ob du aus Erz gegossen wärst, verstehst du?«

»Klar«, grunzte Norbert und trabte los. Nicht weit lag ein gewaltiger Felsbrocken auf der Steppe. Dort hinauf kletterte Norbert und stellte sich in Positur.

Karlchen begutachtete ihn von allen Seiten aus der Entfernung. »Das linke Hinterbein noch etwas anheben«, rief er, »so ist es sehr gut! Jetzt den Kopf noch ein wenig höher! Du musst stolz und sieghaft in die Ferne blicken.«

»Ich bin aber kurzsichtig«, knurrte Norbert.

»Dann blickst du eben in die Zukunft«, meinte Karlchen. »Außerdem ist es ganz gleich, denn ein Denkmal soll ja nicht sehen, sondern aussehen. So ist es fabelhaft. Du wirkst imposant. Halt! Jetzt nicht mehr bewegen!«

Er flog zu Norbert und setzte sich wieder auf dessen großes Horn. »Jetzt hast du alles, was ein Herrscher haben muss«, sagte er, »sogar ein richtiges Denkmal, und was für eins. Darum kann dich nur jeder beneiden. Alle kommenden Geschlechter werden bewundernd zu dir aufblicken und ehrfürchtig flüsternd deinen Namen

nennen, Norbert Nackendick! Außer natürlich, du wirst gestürzt oder dein Denkmal, aber das käme auf eins heraus.«

Das Nashorn, das sich ja nicht mehr bewegen durfte, schielte besorgt zu Karlchen Klammerzäh hinauf und murmelte, ohne die Lippen zu bewegen: »Was heißt denn das?«

»Na ja«, zwitscherte Karlchen vergnügt, »es kommt vor, dass Herrscher gestürzt werden, zum Beispiel durch Revolution. Und wenn ein Herrscher gestürzt ist, dann wird natürlich auch sein Denkmal gestürzt. Denn wenn ei-

ner das Denkmal eines Herrschers, der nicht gestürzt ist, stürzen würde, dann käme der Betreffende natürlich sofort ins Gefängnis oder er würde hingerichtet. Außer, er flieht rechtzeitig.«

»Moment mal«, sagte Norbert, »wie war das?«

»Ach«, meinte Karlchen beiläufig, »mach dir darüber keine Sorgen, Dickerchen. Wer sollte dich schon stürzen? Oder dein Denkmal, was ja, wie gesagt, auf das Gleiche herauskommt. Außer, du stürzt dich selbst.«

»Wieso?«, fragte Norbert verstört. »Wieso außer ich selbst?«



»Wenn du zum Beispiel hier heruntersteigst«, antwortete Karlchen, »dann hast du doch dein Denkmal gestürzt. Entweder bist du dann noch Herrscher oder nicht. Wenn du dich als Herrscher gestürzt hast, dann musst du dich hinrichten, weil das bei Revolutionen so üblich ist. Wenn du aber nur dein Denkmal gestürzt hast, dann musst du dich hinrichten, weil du ja noch Herrscher bist. Außer, du fliehst rechtzeitig, ehe du dich selbst gefangen nehmen kannst. Das ist doch ganz klar, nicht wahr?«

»Verdammt«, murmelte Norbert, »so schwierig hatte ich mir das nicht vorgestellt.«

»Tja«, sagte Karlchen, »deshalb bekommen ja auch nur die bedeutendsten Persönlichkeiten Denkmäler. Aber du hast ja nun genug Zeit, um über alles gründlich nachzudenken. Leb wohl, Dickerchen! Ich such mir jetzt auch ein anderes Land, wo ich meinem Beruf mit mehr Aussicht auf Erfolg nachgehen kann. Denn von dir allein werde ich leider nicht satt.«

Damit flog der Vogel davon und sein Zwitschern klang wie ein helles Gelächter.

Norbert Nackendick aber blieb als sein eigenes Denkmal stehen und wagte nicht, sich zu rühren.

Es kam die Abendröte,

es kam der Mondenschein,
es kam das Morgenrot,
und es kam die Mittagsglut.

Norbert stand immer noch wie aus Erz gegossen und blickte stolz und sieghaft in die Zukunft, obwohl er kurzsichtig war. Er war sehr zufrieden, dass er ein Denkmal hatte.

Und so stand er nun durch viele Tage und Nächte und döste vor sich hin. Er hätte viel darum gegeben, sich einmal selbst zu sehen, wenn schon niemand anderer da war, der ihn bewunderte. Gewiss bot er einen wahrhaft erhabenen Anblick!

Nach und nach jedoch bekam er Appetit, sehr heftigen Appetit, ganz unerträglichen Appetit sogar.

Ob ich nur mal schnell hinuntersteige, dachte er, und einen Mundvoll Gras zu mir nehme? Es sieht ja keiner.

Doch im gleichen Augenblick erschrak er tief über sich selbst. Das hieß ja, er war im Begriff, sein eigenes Denkmal zu stürzen – oder vielmehr, sich selbst als Herrscher. Oder wie war das gewesen? Er begann zu grübeln.

Es kam die Abendröte,
es kam der Mondenschein,
es kam das Morgenrot,
und es kam die Mittagsglut.

Norbert stand da und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Wenn er hi-

nunterstieg, dann stürzte er sich selbst, so oder so. Wenn er sich als Denkmal stürzte, dann musste er als Herrscher sich selbst gefangen nehmen und hinrichten. Außer, er floh rechtzeitig, ehe er als Herrscher etwas davon merkte. Aber das ging ja nicht. Stürzte er sich als Herrscher, dann musste er vor sich als Aufrührer fliehen, sonst würde er sich selbst einsperren und hinrichten. Aber konnte er denn fliehen, ohne dass er selbst es merkte? Das ging auch nicht. Also musste er auf jeden Fall stehen bleiben, ohne sich zu bewegen, sonst gab es ein Unglück, so oder so.

Da aber sein verzweifelter Appetit von diesem Entschluss kein bisschen weniger wurde, begann Norbert Nackendick langsam misstrauisch zu werden, misstrauisch gegen sich selbst. Sollte er am Ende gar selbst sein gefährlichster Feind sein? Hatte er das bisher nur noch nie bemerkt? Er beschloss, sich auf jeden Fall scharf zu bewachen und sich selbst keine Sekunde aus dem Auge zu lassen, nicht einmal im Schlaf. Ha, er wollte schon mit sich fertigwerden!

Man konnte Norbert Nackendick tatsächlich manches nachsagen, nur nicht Mangel an Konsequenz.

Aber all seine Wachsamkeit gegen sich selbst konnte nicht verhindern,

dass er im Lauf der Zeit immer mehr abmagerte und nach und nach innerhalb seiner gewaltigen Panzerhülle zu einem armseligen Häuflein Elend zusammenschumpfte.

Eines Nachts – es war stockdunkel, denn am Himmel hatten sich schwarze Wolken zusammengezogen, und ein Gewitter stand bevor – war Norbert Nackendick so mager und klein geworden und obendrein so müde und schwach, dass er sich einfach nicht mehr aufrecht halten konnte. Er plumpste zu Boden, aber siehe da – der Panzer blieb stehen!

Norbert, oder das, was von ihm noch übrig war, fiel einfach aus der Unterseite der gewaltigen Rüstung heraus und kollerte den Felsblock hinunter. Der Sturz tat ihm ziemlich weh, denn ohne Panzer war Norberts Haut weich und nackt wie die eines Ferkels. Trotzdem war er froh, dass es so gekommen war, denn nun war sein Denkmal ja nicht gestürzt und er konnte dennoch essen.

»Nur schade«, sprach er zu sich selbst, »dass es so finster ist. Ich würde gern sehen, wie ich mich dort oben ausnehme.«

In diesem Augenblick fuhr der erste Blitz des Gewitters nieder und erleuchtete die Steppe für einen Augenblick

taghell. Und Norbert erblickte auf dem Felsblock oben etwas, das er noch nie gesehen hatte, weil es in der afrikanischen Steppe keine Spiegel gibt. Er erblickte wahrhaftig seinen schlimmsten Feind!

»Hilfe!«, schrie er gellend, und vor Entsetzen vergaß er, dass er Hunger hatte und dass er müde war, und er rannte davon, so schnell ihn seine schwachen Beinchen trugen, rannte nackt, wie er war, quer durch die Steppe, durch die Wüste, durch den Urwald und hörte nicht mehr zu laufen auf, denn wie alle anderen Tiere, so wollte nun auch er in ein Land, in dem er vor sich selbst sicher war.

Was aus ihm geworden ist? Wer weiß? Vielleicht läuft er noch immer durch die Welt, vielleicht hat er aber auch inzwischen irgendwo das Land gefunden, das er suchte, und ein neues Leben angefangen. Ohne Panzer. Wer einmal einem nackten Nashorn begegnet, der kann es ja fragen.

Nun bleibt nur noch zu berichten, dass die anderen Tiere im Laufe der Zeit wieder zurückkamen, nachdem sich herumgesprachen hatte, dass das Denkmal hohl war.

Sie haben es übrigens nicht gestürzt. Sie haben es stehen lassen für alle kommenden Geschlechter – zur Warnung.



Ein sehr kurzes Märchen



Hänsel und Knödel,
die gingen in den Wald.
Nach längerem Getrödel
rief Hänsel plötzlich: »Halt!«

Ihr alle kennt die Fabel,
des Schicksals dunklen Lauf:
Der Hänsel nahm die Gabel
und aß den Knödel auf.



Ein Königreich

Es war einmal ein König, dessen ganzes Reich war nicht größer als ein Daumennagel, aber es war eben doch ein richtiges Königreich. Genau gesagt lag es sogar auf seinem linken Daumennagel, das war praktisch, denn so konnte er es jederzeit besichtigen – mit einem Vergrößerungsglas natürlich. Wenn der König das Reich besichtigte, dann wurden im ganzen Land die Glocken geläutet, die Böller geschossen, die Armee marschierte zur Parade auf, und die Bürger warfen ihre Hüte in die Luft und riefen »Vivat«. Es war aber andererseits auch wieder nicht so praktisch, denn der König musste seine linke Hand immer sehr sorgfältig vor sich hin halten, damit das Reich nicht herunterfiel.





Die Rüpelschule

Im Lande Hule-Sule,
zehntausend Tagereisen weit,
da gibt es eine Schule
für Ungezogenheit.

Da prahlt man und protzt man,
da motzt man und trotzt man,
und wer dort am lautesten tobt,
wird sehr von den Lehrern gelobt.

Erst sind die Kinder reinlich,
bescheiden, still und artig nur.
Es klingt ganz unwahrscheinlich:
So sind sie von Natur!
Und erst in der Schule
im Land Hule-Sule
lernt jedes mit Mühe und Fleiß,
was hier schon das kleinste Kind weiß.

Erst lernt man dort die Sitte,
dass man sich nimmt, bevor man fragt,
und dass man auch nicht Bitte
und niemals Danke sagt.
Beim Essen zu schmatzen,
dazwischenzuschwatzen,
das lernen die meisten im Nu;
zu dumm ist fast keines dazu.





Doch in den nächsten Klassen,
da übt man, wie man sich beschmutzt.
Man muss die Seife hassen,
kein Wasser man benutzt.
Der Hals samt den Ohren
bis tief in die Poren
muss schwarz sein so wie das Gesicht:
So lautet die bittere Pflicht!

Nun wird die Sache schwierig,
weil man jetzt auch noch lernen soll:
Wie macht man Möbel schmierig
und saut die Wohnung voll?
Das Spritzen und Matschen,
das Kleckern und Platschen,
wer das nicht beherrscht wie im Schlaf,
bleibt sitzen und gilt als ein Schaf.

Und weiter ohne Säumen
studiert man nun die Schlamperei:
Sein Zeug nicht aufzuräumen,
das ist die Kunst dabei!
Den Kamm zu den Würsten,
das Buch zu den Bürsten,
wirf alles dorthin, wo es stört -
nur ja nicht, wohin es gehört!

